

Peter Hinrichs, Martina Röthl,
Manfred Seifert (Hg.)

Theoretische Reflexionen

**Perspektiven der
Europäischen Ethnologie**

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2021 by Dietrich Reimer Verlag GmbH, Berlin
www.reimer-verlag.de

Umschlaggestaltung: Nicola Willam · Berlin
Satz: Dietrich Reimer Verlag · Berlin
Druck: Hubert & Co. · Göttingen
Papier: 90 g/m² Salzer EOS

Alle Rechte vorbehalten
Printed in Germany
Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier

ISBN 978-3-496-01667-0 (Print)
ISBN 978-3-496-03056-0 (E-PDF)

Peter Hinrichs, Martina Röthl, Manfred Seifert

Theorieaffinität – Theoriedimensionen – heuristische Potenziale. Zur Einleitung

In ihrem zweiten bzw. dritten Jahrgang, es ist die Ausgabe von 1968/1969, veröffentlichte „Ethnologia Europaea“ einen Aufsatz von Hermann Bausinger, in den dieser mit der Geschichte eines jüngeren Kollegen einsteigt, der die Einladung in sein Kolloquium mit der Begründung ausschlug, „er habe gerade nur Theoretisches auf Lager, habe aber keine Lust, sich als Theoretiker *verschreien* zu lassen“ (Bausinger 1968/69, Herv. d. d. Hg.). Der umrissene – und im Fach vielen bekannte – Plot bildet den ‚Aufhänger‘, theoretisch betrachtet eigentlich den implizit empirisch-induktiven Startpunkt des mittlerweile sicherlich als ein Stück der europäisch-ethnologischen Theorie-Fachgeschichte zu wertenden Bausinger-Beitrags „Zur Theoriefeindlichkeit in der Volkskunde“.

Nicht übersehen werden darf hier gleich dreierlei: In den Volkskunde- wie auch Ethnologie-Instituten der 1950er und 1960er Jahre dominierten, wie Stefan Wellgraf es prägnant umreißt, erstens „ein theoriefeindlicher Empirizismus und eine museale Orientierung“ (Wellgraf 2015, 54). Nicht zuletzt aufgrund der Erfahrungen des Nationalsozialismus galten „hochtrabende Theorien sowie öffentlichkeitswirksame Forschungen als suspekt“. An die internationale Theoriebildung anzuschließen, schien vor diesem Hintergrund schwierig (vgl. ebd.). Zweitens existierte ‚die‘ Europäische Ethnologie zum Zeitpunkt des Erscheinens des erwähnten Bausinger-Textes als solche noch nicht – bekanntlich wurde sie erst im Zuge der Falkensteiner Resolution vom 28. September 1970 in die Liste der „Namensempfehlungen“ aufgenommen (Brückner 1971, 303; vgl. Schmoll 2020). Die Falkensteiner Protokolle spiegeln indessen wider, dass die Debatten um die Theoriefeindlichkeit bei der Tagung im Taunus vehement, gleichzeitig aber auch als eine Art Stellvertreterkrieg gegen ein zu weit nach ‚links‘ abdriftendes Fachverständnis respektive gegen eine zu starke Hinwendung zu Soziologie und Kritischer Theorie geführt waren.¹ Und Drittens: Fünfzig Jahre später ist dies bzw. die mit dem Verhältnis von Theorie und Empirie korrespondierende antago-

1 Wolfgang Brückner implizit Unkenntnis in Sachen „Frankfurter Schule“ vorwerfend – und „daß es ihm auch mit der Theorie nicht ernst ist“ – schreiben Utz Jeggle und Gottfried Korff im Juli 1970 von „Begriffswörterbuch und Abwehrschlachten gegen den ‚linken‘ Feind.“ Korrespondenzen im Vorfeld der Falkensteiner Tagung – hier: Über die Schwierigkeit, Wolfgang Brückner zu verstehen (Brückner 1971, 53). In seiner Eröffnungsrede moniert Brückner wiederum, die Suche nach einer adäquaten Theorie sei „im Falle der Wortführer unserer au-

nistische Konstellation nun in den Kontext einer als solchen proklamierten „posttheoretischen“ Phase zu setzen, die etwa Rosi Braidotti ganz grundsätzlich als mit der „Frage nach dem Status und dem Wert von Theorie“ (2014, 10) einhergehend beschreibt: Braidotti, italienische Philosophin und bekannte Vertreterin für die posthumanistische Wende der zeitgenössischen feministischen Theorie, benennt eine speziell die Geistes- und Humanwissenschaften betreffende „theoriefeindliche Wende“, die sie auf die nach dem offiziellen Ende des Kalten Krieges einsetzende Diskreditierung politischer Bewegungen zurückführt: Indem es gelungen sei, die theoretischen Anstrengungen dieser Bewegungen „als gescheiterte historische Experimente“ zu verwerfen, habe sich die „neue“ Ideologie der freien Marktwirtschaft trotz Widerständen über jede Opposition hinwegsetzen und „Antiintellektualismus zu einem hervorstechenden Zug unserer Zeit“ befördern können. Theorie – nun „oft als Spinnerei oder narzisstische Selbstbefriedigung abgetan“ – habe in diesem Zusammenhang ihren Status verloren, ein flacher und häufig nicht zu mehr als Datenauswertung fähiger „Neoempirismus“ sei zur methodologischen Norm geworden (ebd.).

Gerade in Hinblick auf den letztgenannten Punkt ist es zu begrüßen, dass das ‚Themenfeld Theorien‘ in der Europäischen Ethnologie in jüngster Zeit eine neue Aufmerksamkeit zu genießen scheint.² Mitzudenken ist freilich ein von Jean-François Lyotard bereits Anfang der 1970er Jahre geforderter, sich gegen ihre Meister- und Herrschaftsposition richtender „Terror der Theorie“ einerseits (Lyotard 1979, 73). Zwangsläufig augenzwinkernd ist andererseits der Umstand zu berücksichtigen, dass „[t]he golden age of cultural theory is long past“ (Eagleton 2004, 1) – noch bevor das Fach Europäische Ethnologie bzw. die Nachfolgefächer der Volkskunde bezüglich Status und Wert von Theorie, speziell deren angemessenem Verhältnis zu Empirie, auch nur annähernd zu einer einheitlichen Position gefunden haben.

Theoriearbeit

Es ist sicher ein aus heutiger Sicht irritierendes Faktum, dass sich in den volkscundlichen Interessentenkreisen bereits vor der Paradigmatisierung als eigenständige Wissenschaftsdisziplin, namentlich durch Jacob und Wilhelm Grimm, ein Theorieansatz etablierte, der fern jeglicher modernen Theoriearbeit mit der These operierte, im seinerzeit gegenwärtigen deutschen

genblicklichen Auseinandersetzungen ohne große Modifizierungen direkt von der Frankfurter Soziologenschule übernommen worden und schlägt sich darum verbal in dem apostrophierten ‚Übermaß an Habermas‘ nieder“ (ebd., 132 f.).

2 Vgl. z. B.: Heimerdinger/Tauschek 2020; Schmidt-Lauber/Liebig 2021.

Volksbrauch und Erzählgut hätte uralte heidnische Glaubensgut fortgelebt. Damit verwoben war eine krude Dichotomie zwischen einer logisch-rationalen Geistigkeit des Kulturmenschen und einer magisch-assoziativen Denkform eines Naturmenschen, welche als gruppengebundene psychische Zustände jeweils zu überindividuellen Volksgeistigkeiten stilisiert wurden (Grimm 1876, XIII–IX; Hartinger 1992, 21–23; Jeggle 2001, 57 f.). Damit war deutlich vor den ersten ernsthafteren Bemühungen um eine theoretische Fundierung des Faches ein wirkmächtiges Ideologem für die Sammlung und Interpretation traditioneller Formen des Alltagslebens geschaffen, welches insbesondere im Laienforschungs- und Volkskultur-Pflegebereich bis weit ins 20. Jahrhundert hinein große Attraktivität behielt (Wiegelmann et al. 1977, 19–22).

In den 1920er Jahren erfolgten dann im Rahmen der Paradigmatisierung des Faches auch grundsätzliche Fragen der volkskundlichen Forschungsperspektive und programmatische Auseinandersetzungen mit dem Forschungsfeld, die schon deutlicher den Weg zu theoretischer Diskussion einschlugen. Stellvertretend seien hier Hans Naumann (1921) und insbesondere Adolf Spamer (Seifert/Ziegler 2013) genannt. Kurz nach den Verstrickungen des Faches in das nationalsozialistische Herrschaftssystem, stellte die „Volkskunde der Schweiz“ von Richard Weiss (1946) bereits im Jahr 1946 dem Fach diesbezüglich „von neutralem Boden einen Unbedenklichkeitsbescheid aus“ (Jeggle 2001, 67). Außerdem wurden darin vier Forschungsrichtungen benannt (die geographische, soziologische, historische und psychologische), um damit das Zusammenwirken der Volkskunde mit den thematisch angrenzenden Disziplinen zu skizzieren. Adolf Bach übernahm in der dritten Auflage seines Handbuchs (1960) diese vier Forschungsrichtungen; ihre Anzahl wurde in der Folge erweitert (Wietschorke 2015, 56). Und es entstanden eine Reihe von „Regeln“ (etwa „sinkendes Kulturgut“) und sogenannten „theoretischen Begriffen“ (etwa Relikt, Diffusion, Survival), die „generelle Züge der Kultur“ (Wiegelmann et al. 1977, 39–64) bezeichnen sollten – ihre theoretische Einbindung war jedoch vielfach noch nicht geleistet.

Mit Ende der 1960er Jahre wurde es hingegen üblich, die bis dahin weitgehend ‚theorieferne‘ volkskundliche Forschung theoretisch zu unterfüttern. In Anlehnung an Robert K. Merton fand man bald zur vermittelnden Wendung der „Theorien mittlerer Reichweite“ (Merton 1968; vgl. z. B. Wiegelmann 1991, 5; Bausinger et al. 2006, 33). Bausingers einleitend erwähnter Aufsatz zur Theoriefeindlichkeit kann als Indiz dafür gelten, dass die Auseinandersetzung mit Ursachen und Bedingungen des attestierten Theoriedefizits bereits in Schwung gekommen war.³ Bausinger hatte dieses etwa mit dem

3 Vgl. dazu Bausinger et al. 1970, hier speziell den Text auf dem Rückendeckel – vgl. zu diesem wiederum Brückner 1971, 14. Später z. B. Eggert 1974.

fachlichen Fokus auf eine „besondere Art des Materials“ begründet, dessen „stoffliches Fundament“ im 19. Jahrhundert mit der Konzentration auf kulturelle Objektivationen wie Häuser, Geräte, Lieder, Bräuche, Märchen etc. gelegt worden sei. Entsprechende Materialien seien zwar in Sammlungen erfasst und gegliedert, nicht jedoch unbedingt theoretisch analysiert worden (vgl. Bausinger 1968/69, 55 f.). „[D]ie bloße Empirie mag den Überbau ignorieren – eben dadurch konserviert sie ihn auch“ (ebd., 57). Die Volkskunde habe zudem an Grundbegriffen wie „Volk“ festgehalten, ohne ideologische Prägungen zu reflektieren. Dabei verstelle die Akzentuierung des „Eigene[n]“ im Begriff „Volk“ einer theoretischen Durchdringung eher den Weg, Begriffe wie „Ethnie“ oder „Dorf“ gelte es bezüglich ideologischer Implikationen ebenfalls zu hinterfragen (vgl. ebd., 56 f.). Auch die Betonung der Praxis bzw. das Missverständnis, diese sei theoretisch voraussetzungslos, trage ihren Teil zur Theoriefeindlichkeit bei (ebd., 57 f.).

Hinsichtlich des Wissenschaftsverständnisses zeichneten sich mittlerweile zwei Positionen im Fach ab, die in Falkenstein wie erwähnt offen zutage traten. Es wurde kontrovers über das Selbstverständnis und die Fachgeschichte, aber eben auch über Theorien und bisher gängige Grundbegriffe diskutiert (Brückner 1971). Am modernen Wissenschaftsverständnis und an der Soziologie bzw. Ethnologie orientierte Haltungen vertraten die von Falkenstein ausgehende Neupositionierung der Volkskunde als stärker gegenwartsbezogene Disziplin. Forciert vor allem an den Standorten Tübingen und Frankfurt, standen diese Haltungen für eine Abwendung vom traditionellen Verständnis von ‚Volkskultur‘ – und die Zuwendung hin zur Lösung sozio-kultureller Probleme. Demgegenüber vollzog eine in sich ebenfalls heterogene, jedoch zurückhaltendere bis konservative Haltung diesen Paradigmenwechsel nicht bzw. zunächst nur mäßig mit. Durch die am modernen Wissenschaftsverständnis⁴ orientierten Positionen wurde es jedoch gängige Praxis, auf Theorien anderer Disziplinen zurückzugreifen und die eigene empirische Arbeit unter deren Licht zu verhandeln. Das bot neue Möglichkeiten der Perspektivierung eigener Zugänge und Forschungsfelder und erweiterte den fachlichen Erkenntnishorizont, was gerade angesichts der (damaligen) Vagheit der disziplinären Leitbegriffe Kultur und Alltag sowie dem Vertrauen auf die Immanenz des Feldes bei induktiv-empirischer Forschung geboten war. Entsprechenden Initiativen inhärent waren jedoch auch Probleme, etwa jene der Übersetzung oder der konzeptionellen Einpassung in europäisch-ethnologische Arbeitstechniken. Die Praxis, ‚externe‘ Theorien an die Bedarfe europäisch-ethnologischen Arbeitens anzupassen, sie zu

4 Mit der Kurzformulierung ‚modernes Wissenschaftsverständnis‘ soll eine Auffassung verstanden werden, die sich an wissenschafts- und erkenntnistheoretischen Voraussetzungen sowie kritisch-rationalen Logiken orientiert.

adaptieren und sich an Fachprämissen orientierende Akzente zu setzen, lief ab den 1980er Jahren also insofern zwangsläufig auf mehr Theorieaffinität hinaus, als es Vermittlungswege zwischen fachfremden Theorieofferten und eigenen fachspezifischen Empirien und Untersuchungskonzepten aufzuzeigen, weiterzuentwickeln und zu begründen galt.

Wesentliche Indikatoren und Triebfedern solcher auf Operationalisierung zielender Pendelbewegungen mögen – vielleicht bis heute – mit der Präzisierung und gleichzeitigen Hinterfragung der Schlüsselbegriffe wie ‚Volk‘, ‚Alltag‘, ‚Tradition‘ und ‚Kultur‘ in Zusammenhang stehende Aktionen und Reaktionen (gewesen) sein. Im Anschluss an die in Falkenstein ausgegebene Losung, das Fach solle zukünftig die „Vermittlung (die sie bedingenden Ursachen und die sie begleitenden Prozesse) von kulturalen Werten in Objektivationen und Subjektivationen“ analysieren (Brückner 1971, 303), reagierte, wenn auch mit einiger Verzögerung, etwa Helge Gerndt: Bedarf, den Begriff der Kulturvermittlung weiterzuentwickeln, sah er wohl auch deshalb gegeben, da seiner Auffassung nach „die theoretischen Studien in der Volkskunde keineswegs nachhaltig aufgeblüht“ waren (Gerndt 1990, 2). Auch Bausinger hatte noch 1980 den Standpunkt vertreten, dass die Theorie-diskussion, in seinen Worten „[d]er Theorienstreit, der um 1970 einsetzte“, keinesfalls als abgeschlossen gelten könne und der Kanon, den einst Martin Scharfe einer fundamentalen Kritik unterzog, mitunter noch durchscheinen würde (Bausinger 1980, 3 f.; vgl. Scharfe 1970). Gleichwohl machte er schon eine Tendenz in Richtung Zuwendung zu neuen theorieinduzierten Perspektiven und in der Konsequenz auch Methoden aus, die er teils einem neuentwickelten Bekenntnis der Fachkolleg*innen zu den kritischen Sozialwissenschaften zuschrieb (1980, 2).⁵

Dass Kritiken wie jene von Bausinger und Gerndt durchaus angemessen waren, belegen zwei Beispiele, die die zurückhaltendere bis konservative Position noch in den Jahren 1977 und 1991 vorlegte: In dem 1977 veröffentlichten Handbuch von Günter Wiegelmann, Matthias Zender und Gerhard Heilfurth (1977) findet sich immerhin auf 58 Seiten ein Abschnitt „Theorien und Methoden“, in dem unter anderem die bislang im fachlichen Binnenraum entwickelten theoretischen Begriffe, Regeln und Theorien (Zentral-dirigierung, Endogener Wandel, Tradition, Regel vom sinkenden Kulturgut, Kulturfixierungstheorie) behandelt werden (ebd., 39–64). Dies geschieht zwar in einer neuen Art und Weise – in deutlich kritisch-sondierender Durchführung –, doch ohne grundsätzliche Konsequenzen, das traditionelle Theorie- und Wissenschaftsverständnis entlang wissenschafts- und erkenntnistheoretischer Voraussetzungen sowie kritisch-rationaler Logiken zu prü-

5 Exemplarisch listet Gerndt (1992, 191, Anm. 2) die zwischen 1970 und 1992 erschienenen Fachbücher programmatischen, methodologischen und theoriebezogenen Inhalts auf.

fen bzw. an solche anzupassen oder diesen Kriterien entsprechende Theorien neu aufzunehmen. Das zweite Beispiel ist Günter Wiegelmans Buch „Theoretische Konzepte der Europäischen Ethnologie“ von 1991, das Helge Gerndt (1992) einer grundlegenden Kritik unterzog. Gerndt billigt Wiegelmans zwar zu, „als bisher einziger in der Volkskunde hinlänglich umfassend ‚Theoretische Konzepte der Europäischen Ethnologie‘“ vorgelegt zu haben (ebd., 183). Diese zum Verständnis der Schwachstellen traditioneller volkskundlicher Theoriearbeit nach wie vor lesenswerte Replik reicht dann jedoch von der Beibehaltung uneinheitlicher und unklarer Terminologie und der „Neigung zur Konservierung des ideologischen Überbaus durch die (Wieder)Verwendung entsprechender Vokabeln (z. B. ‚Volksleben‘)“ (ebd., 183) bis zu einer „sehr mechanistische[n] Vorstellung von der Kulturentwicklung“ (ebd., 188) und einem aus Gerndts Sicht völlig vom aktuellen Wissenschaftsverständnis abweichenden Grundverständnis. Und so plädiert dieser letztlich „doch entschieden [dafür], daß das publizierte Ergebnis [...] in der volkskundlichen Lehre nur mit größter Umsicht eingesetzt werden sollte“ (ebd., 190).

Zu einem Mehr an Theoriearbeit kam es schließlich durch die verstärkt einsetzende, methodische Hinwendung zu Beobachtungs- und mündlichen Erhebungsverfahren, da dies grundsätzlich auch die *methodologische* Auseinandersetzung einforderte. Dass etwa oft unklar bleibe, „inwiefern sich die Forschenden mit dem narrativen Interview an dessen theoretischen Ursprung anlehnen“ merkt Brigitta Schmidt-Lauber 2001 noch kritisch an und fordert eine „Schärfung des Methodenverständnisses im Sinne einer deutlichen Abgrenzung von der vorwiegend in der Soziologie rezipierten theoretischen Grundposition Schützes und einer Hinwendung zum narrativen Interview als methodische Praxis“ (Schmidt-Lauber 2001, 175). In Rückgriff auf Barney Glaser und Anselm Strauss kennzeichnet Schmidt-Lauber hingegen das Prinzip der Offenheit als das Wechselspiel von Theorie und Empirie ‚steuernd‘ (ebd., 171). Ihre Bezugnahme auf die *Grounded Theory* lässt es an dieser Stelle zu, die in den 1960er Jahren entwickelte Forschungsstrategie zumindest kurz als der Theorieaffinität des Faches zuträglich zu erwähnen. Die Attraktivität des Konzepts dürfte zum einen beim Umstand gelegen haben, dass es der Annahme, qualitative Verfahren seien *nur* Vorstufe quantitativer Untersuchungen, widerspricht; zum anderen lag es an der Offenheit der Methode und dem Grundgedanken einer mit Problemzentrierung einhergehenden, *theoriegenerierenden* Forschungslogik. Für problemzentrierte Verfahren⁶ ist außerdem der Einfluss französischer Epistemologien mitzudenken, durch den sich der Status der Kritik grundlegend ändert. Laut Pierre

6 Einbezug theoretischen Wissens, Zuspitzung auf gesellschaftlich relevante Problemstellungen, vgl. Witzel 2000; 1982; vgl. z. B. Volbrachtoová 2001, 78; Dornheim 1984, 150.

Bourdieu gelingt es dadurch, „im wissenschaftlichen Diskurs bestehenden Entgegensetzungen wie Subjektivismus/Objektivismus, Theorie/Empirie, qualitativ/quantitativ nicht nur zu entgegen, sondern diese unter konkreten Fragestellungen miteinander zu verbinden“ (Hepp/Sieg 2014, 154). Bourdieu, das sei an dieser Stelle ergänzt, stößt im Fach zunächst auf mehr Beachtung als andere Theoretiker*innen dieser Richtung und fungiert hier bereits als eine Art ‚Gatekeeper‘, bevor entsprechende Ansätze, unter anderem durch Cultural Studies und Gender Studies, breitere Wirkkraft entfalten.

Wie der kursorische entwicklungsgeschichtliche Überblick deutlich machen konnte, steht eine eigene Theoriebildung seit den Brüdern Grimm auf der Agenda des Faches, wenn auch dieses Theoretisieren mit einem modernen, auf wissenschafts- und erkenntnistheoretischen Voraussetzungen sowie kritisch-rationalen Logiken beruhenden Wissenschaftsverständnis nichts zu tun hat. Und wenn man die – natürlich keineswegs unbedeutenden – Differenzen der ‚traditionellen‘ gegenüber der ‚modernen‘ Wissenschaftsauffassung einmal kurz beiseiteließe, müsste man eventuell wirklich einräumen „daß die Disziplin doch nicht so theoriefeindlich und methodisch konfus daherkommt, wie bisweilen postuliert wurde.“⁷ Im Grunde drängten sich sogar die Fragen auf, inwieweit es lohnend wäre, sich näher anzusehen, ob es sich bei der behaupteten Theorieferne um ein Fachidentität stiftendes Narrativ handelt und in welcher Funktion ein solches gegebenenfalls *noch* stünde.⁸ Zumindest – und hier schließt einer der Gedanken an, die zu diesem Buch führten – ist einerseits aus der Fachgeschichte wohl erklärbar, weshalb unser Fach nicht als ‚theoretisch produktiv‘ angesehen wird, doch andererseits ist damit nicht automatisch nachzuvollziehen, warum wir uns selbst eher als *Theoriekonsumierende*, nicht aber als *Theorieproduzierende* verstehen. Auch haben wir „nicht den Ruf, besonders innovativ zu sein, gelten eher als fleißig rezipierend, anwendend und fort denkend“ (Leimgruber 2013, 78). Unser gefühlter Schwerpunkt, auch die Außenwahrnehmung betreffend, ist die konzeptionelle sowie empirische Arbeit, eben unter Anwendung ‚fachfremder‘ Theorien. Alle drei Herausgeber*innen dieses Bandes betrachten es allerdings als einen zentralen Modus europäisch-ethnologischer Theoriearbeit, theoretische Angebote an unsere fachlichen Ansprüche, Bedürfnisse und Prämissen anzupassen.⁹ Speziell vor deren Hintergrund ist jedoch die

7 So aufgeworfen – und auch belegt bzw. nachgezeichnet – von Ulrich Hägele aus der Perspektive der visuellen Kultur (2005, 382).

8 Anknüpfungspunkte zu einer solchen Erörterung böten z. B. Lindner et al. 2004.

9 Manfred Seifert setzt dies etwa in den Bereichen der Technikforschung (2010; 2012) sowie der Brauchforschung (2005; 2016) um; Martina Röthl in Bezug auf das Dispositivmodell und Subjektivierungsweisen (z. B. 2018; 2021); Peter Hinrichs mit seiner Perspektive auf Raumkonzepte und -aneignungspraktiken (2011) sowie der Verbindung von Szenen und kreativer Praxis (2021).

Kategorisierung von Theorie(n) in *fremde* und *eigene* zumindest ein wenig ‚befremdlich‘. Nicht zuletzt aus diesem Grund interessierte uns, wie theorie-affine Fachvertreter*innen heute mit Theorie umgehen und diese *sich* bzw. dem Fach *zu eigen machen*.

Den Fokus auf Theoriearbeit setzten wir allerdings weniger in Hinblick auf Operationalisierung. Vielmehr ging es uns darum, Theoriebildung anzuvizieren – dies im Sinne der Schärfung und Erweiterung, vor allem aber des nicht possessiv, sondern prozesshaft-kreativ gedachten ‚Sich-zu-eigen-Machens‘ von Theorie. Unsere Überlegungen zur Frage ‚Wozu Theorie?‘ mündeten immer wieder in Antworten, die mit *heuristischen* Mehrwerten in Verbindung zu bringen waren – einige dieser Gedanken möchten wir im Folgenden skizzieren.

Theorieangebote als heuristische Offerten?

Theorie/n leitet/n das wissenschaftliche Denken an, damit dieses sich von persönlichen Erfahrungen emanzipieren kann und somit ein Reflexionsniveau erreicht, das über den subjektiven Standpunkt hinausgeht und in der Lage ist, komplexe Zusammenhänge zu fassen und nach Kriterien beurteilen zu können, die – wenn auch selektiv – nicht bloß die eigenen sind. Oben wurde die Adaption von Theorie(n) bereits als zentraler Aspekt genannt. Ebenfalls angeklungen sind schon die Bereiche der Begriffs- und der Methodenarbeit, die ohne theoretische Rückgriffe ebenso wenig denkbar wären wie die Entwicklung von Forschungszugängen und ‚Forschungsdesigns‘. Wir nutzen Theorie zur Rückführung auf ‚bereits Gedachtes‘, also, einerseits um Geworden-Sein auch auf dieser Ebene analytisch-genealogisch mitzuführen und Wissensbestände einordnen zu können; andererseits, um an ganz bestimmte wissenschaftliche Diskurse anzuschließen, uns – bestenfalls – in solche einzuschreiben. Immer geht es dabei um die ‚Anschauung‘ (ἡ θεωρία > hē theoría) und um Möglichkeiten, Wirklichkeit bzw. Wirklichkeitsausschnitten und deren Gesetzmäßigkeiten auf die Spur zu kommen. ‚Anschauung‘ gelingt über das Vehikel der analytischen Differenzierung, die in einer solchen Lesart als genuin theoretische Bewegung erkennbar wird. Dies gilt auch dort, wo es um die ‚Anschauung‘ und Einordnung des je eigenen Tuns, also um dessen Reflexion geht. Zum Verhältnis zwischen Theorie und Empirie, die wie angedeutet ‚nur‘ als analytische Differenzierung haltbar ist, wusste etwa schon Helge Gerndt: „Abstraktion setzt Erlebnisinhalte voraus, aber auch umgekehrt: wir erfahren unsere Welt im Lichte theoretischer Vorgaben. Eins bedingt das andere; sich zwei Dingen zur gleichen Zeit zu widmen, ist nicht möglich“ (Gerndt 1997, 38).

Heuristik als Findungskunst

Auch im Sinne einer analytischen Differenzierung, und zwar „[u]m die Verbindung mit und gleichzeitige Trennung von der Feldforschung im klassischen Sinne zu betonen“, führt Rolf Lindner in seinem vielbeachteten Aufsatz „Vom Wesen der Kulturanalyse“ den Begriff „Feld-Analyse“ ein – dies, wie er sagt, weil dieser Begriff „den Unterschied in der Heuristik besser zum Ausdruck bringt“ (2003, 185, Anm. 31). Für eine solche Feld-Analyse fordert Lindner „eine neue *Findungskunst* [ein], die das Verständnis von dem, was Quelle und Datum sei, nicht länger auf konventionelles Methodenbücher-Wissen reduziert“ (ebd., 185, Herv. d. d. Hg.). Nicht als Findungskunst, aber als „Erfindungskunst, die zur Auffindung neuer Einsichten dient,“ fassen Max Apel und Peter Ludz ‚Heuristik‘ in ihrem philosophischen Wörterbuch (1976, 124 f.). Lindner macht indessen mit Michael Franz geltend, dass die „Heuristik, nach dem ‚wie‘ und nicht nach dem ‚was‘ zu fragen,“ der Logik aller Kulturwissenschaften entspreche (Lindner 2003, 180).¹⁰

Weil für ein vornehmlich empirisch arbeitendes Fach das Finden und Auffinden von ‚etwas‘ zwar nicht aller Anfang, aber doch zentraler Kumulations- und Ausgangspunkt für das Allermeiste ist, war es nicht überraschend, dass unsere Gedanken zur Frage, wozu genau uns Theorie(-arbeit) nützlich ist, immer wieder in Richtung der Heuristik gingen: Die etymologische Wurzel des Begriffs (*εὐρίσκειν* > *heuriskein*) verweist tatsächlich auf das oben genannte ‚Finden und Auffinden von etwas‘. In seiner philosophisch geprägten Variante allerdings ist Heuristik eng mit Kants Ausführungen zur bestimmenden und reflektierenden Urteilskraft verbunden (vgl. Rodi 2003). Mit Kanonisierung der Quellenkritik im ausgehenden 19. Jahrhundert beginnt Heuristik um die geschichtswissenschaftlichen Materialien zu kreisen, die es zu finden, typologisch zu charakterisieren und gattungsgeschichtlich einzuordnen gilt. Entsprechend bildet Heuristik in Johann Gustav Droysens „Historik“ quasi die erste, auf Quellenbeschaffung konzentrierte Stufe der Quellenkritik, wobei Droysen Quellencorpora nicht als abgeschlossen betrachtete (vgl. Lengwiler 2015; vgl. Müller 2001, 183–185). Näherhin galt es demnach, „das Material zu finden, aufzuspüren, durch immer feinere Wendungen zu ergänzen und zu erweitern“ – in Droysens Verständnis „die Sache der Heuristik“ (Droysen zit. nach Müller 2001, 183).

10 Rolf Lindner, maßgeblich daran beteiligt, dass für die Europäische Ethnologie „[d]ie Stunde der Cultural Studies“ (vgl. Lindner 2000) anbricht, ist an dieser Stelle nebenbei ein ganz ausgezeichnetes Beispiel dafür, wie eng bestimmte Theorieauffassungen und deren ‚Importe‘ ins Fach an einzelne Akteur*innen geknüpft sein können.

Von begrifflicher Abstraktion zum ‚theoretisch angeleiteten Modell‘

Aus soziologischer Richtung¹¹ bzw. der Richtung der qualitativen Sozialforschung ist Heuristik als „Lehre für Such- und Findestrategien“ (Kleinig 1994, 66) definiert. Gerhard Kleinig, mit dessen Namen „Qualitative Heuristik“ maßgeblich verbunden ist, entwarf einen systematischen Ansatz für sozialwissenschaftliche Forschungen, der als ein Set von Haltungen und Prinzipien auf interaktive Entdeckungstechniken hinausläuft bzw. hinauslaufen soll. Ebendiese Entdeckungstechniken nennt Kleinig „Heuristiken“. In dieser Lesart geht es Heuristik vor allem um die Umsetzung des Prinzips der Offenheit gegenüber dem Forschungsprozess und dem Forschungsgegenstand. Auch die Spezifikation des Forschungsgegenstandes wird erst entlang des Forschungsprozesses näher bzw. weiter bestimmt (vgl. Diaz-Bone 2015, 177 f.). Ein wesentlicher Aspekt einer Heuristik ist entsprechend, dass sie eine Denkkategorie bildet, die dazu beitragen soll, die Perspektive auf den Forschungsgegenstand zu erweitern und somit zu weiteren Erkenntnissen zu führen. Das Entwickeln einer Heuristik basiert also in erster Linie auf begrifflicher Abstraktion, sodass sie als theoretisch angeleitetes Konzept oder Modell ihre Form findet. Kleinig weist in seinen Ausführungen zudem darauf hin, dass wissenschaftliche Methoden aus „Alltagsverfahren durch Abstraktion“ (Kleinig 1994, 72) entstehen: Im Alltag bilden wir auf unsystematische Weise non-direktive und offene Heuristiken zur Lösung von Problemen (vgl. ebd.; ‚Versuch und Irrtum‘ wäre hier ein klassisches Beispiel). Heuristische Verfahren lassen sich so als über Begriffsbildungen hergestellte und mit Theorie korrespondierende Analyserahmen für einen spezifischen Forschungsgegenstand verstehen.

Dialektik von Konstruktion und Rekonstruktion

Heuristische Verfahren implizieren zudem eine Dialektik: Sie gehen einher mit einer Wechselwirkung aus konstruktiven und rekonstruktiven Prozessen, beinhalten mithin induktive und deduktive Denkansätze. Das darf bei aktuellen Forschungskonzepten in der Europäischen Ethnologie als Grundbestand gelten. Eingängig aufgefächert hat diesen Aspekt der Philosoph und Soziologe Karl Acham (2003). Acham stellt Ähnlichkeiten zwischen Kants

11 Um Max Weber nicht zu übergehen: Wo Weber auf Heuristik eingeht, spricht er meist von ‚heuristischem Wert‘, ‚heuristischem Mittel‘ und ‚heuristischem Prinzip‘. In Ausführungen zu den Idealtypen fallen Begriffsarbeit und Klassifikation offensichtlich nicht unter den Schirm der Heuristik: „Je schärfer und eindeutiger konstruiert die Idealtypen sind: je weltfremder sie also, in diesem Sinne sind, desto besser leisten sie ihren Dienst, terminologisch und klassifikatorisch sowohl wie heuristisch“ (Weber 1982, 561, Herv. i. O.).

bestimmender Urteilskraft und dem Begriff der Rekonstruktion einerseits sowie Kants reflektierender Urteilskraft und dem Begriff der Konstruktion andererseits her (vgl. ebd., 111). *Rekonstruktion* schließt vom Besonderen auf das Allgemeine, rekonstruiert also etwa aus einem Fall die Regel. Dieser Ablauf des Schlussfolgerns impliziert stets eine „epistemologische Suchanweisung“ (ibd., 114) und damit auch gewisse Vorentscheidungen, die Einfluss auf den Verlauf der Untersuchung haben. Die an die reflektierende Urteilskraft angelehnte *Konstruktion* kehrt diesen Prozess indessen um und deduziert folglich vom ‚Allgemeinen‘. Dieser Vorgang, so Acham weiter, dürfe allerdings nicht mit einem Induktivismus gleichgesetzt werden, da das ‚Besondere‘ vielmehr die Maßgabe für die aus ihr konstruierte, generalisierende Abstraktion sei. Die reflektierende Urteilskraft enthält also bereits „epistemologische Allgemeinheiten“ (ibd., 123), sodass „jede entwickelte Heuristik von der eigentümlichen Dialektik aus[geht], die zwischen den Momenten der Konstruktion und Rekonstruktion sowie zwischen der Ontologie und Epistemologie im Forschungsprozeß besteht“ (ibd.).

*Europäisch-ethnologische Reflexionen zu
„Theorieangebote als heuristische Offerten“*

Auch wenn der oben zitierte Aufsatz Rolf Lindners den Anschein erweckt haben mag: Die Europäische Ethnologie verfügt über keinen präzise besetzten Heuristik-Begriff. Ein kleiner Streifzug durch die Fachliteratur verdeutlicht, dass dieser eher als (Zu-)Ordnungs- und Klammerbegriff dient: Bei Klara Löffler begegnet uns etwa die Formulierung einer „materialgestützten“ (Löffler 1999, 101), bei Stefan Beck im spezielleren Kontext jene der „interpretativen Heuristik“ (Beck 2000, 241); Moritz Ege spricht in Hinblick auf „Schwarz-Werden“ von einem heuristischen Analysebegriff (2007, 12); in Rückbezug auf Carlo Ginzburg (1995) ist häufiger auf die Heuristik der Spurensicherung bzw. des Spurenlensens verwiesen; Ina Dietzsch sieht im Wechselverhältnis von Reduktion und Amplifikation „eine gute Heuristik“ (2009, 25); bei Jens Wietschorke tauchen die Begriffe ‚Kontext‘ und ‚Spielraum‘ als heuristische Begriffe auf (2012, 337); in Zusammenhang mit dem Gegensatz von Oberfläche und Tiefe spricht er von „einer Heuristik der Kulturanalyse“ (2013, 22). Wietschorke ruft zudem in Erinnerung, dass Rolf Lindner in seiner Antwort auf Chris Hann „den Kulturbegriff als „unersetzbares heuristisches Mittel““ stark machte (Wietschorke 2012, 350; vgl. Lindner et al. 2007, 135–136) und regt seinerseits dazu an, „Kultur und Gesellschaft heuristisch sinnvoll aufeinander zu beziehen“ (Wietschorke 2012, 325) sowie „„Kultur“ nicht mehr als materialen Gegenstandsbereich, sondern als einen heuristisch zu fassenden Modus des Sozialen – und damit auch

als Forschungsperspektive“ zu verstehen (ebd., 351);¹² Timo Heimerdinger schlägt „Theatralität als heuristisches Modell für die Volkskunde vor (2005a, vgl. 2005b); Kontextgebundenheit der Wissensproduktion, Differenziertheit der Untersuchungsweise, kritische Selbstreflexion der Forschungsschritte scheinen als „heuristische Prinzipien“ (Seifert 2015, 8) indessen ebenso verbindlich geworden zu sein wie der „heuristische Weg“ vom Unbedeutenden zum Bedeutenden (Wietschorke 2012, 335).

Heuristik rangiert im Fach semantisch also in der Nähe von Verfahrensprinzip, Forschungsperspektive, Erkenntnisweg und/oder Weg zur Quelle, impliziert sind manchmal aber auch Bedeutungen wie Forschungsfokus, Analysefolie oder -kategorie. Sowohl in Bezug auf die je eigene Verwendung des Begriffs als auch hinsichtlich der Frage, in welchem Verhältnis Heuristik und Theorie grundsätzlich stehen, geben sich Fachvertreter*innen eher bedeckt bzw. ist zum Zwecke von Möglichkeiten des forschungspraktischen Rückgriffs bewusst Deutungsspielraum gelassen. Die sich aus der Regelgeleitetheit von Theorie, also ihrer ‚Strenge‘ auf der einen und der Offenheit der Anschlüsse auf der anderen Seite ergebende Ambivalenz ließe sich bezogen auf das einleitend bemühte Narrativ der Theoriefeindlichkeit eingehender diskutieren. Hinsichtlich der oben mit Kleinig angesprochenen, über Begriffsbildungen hergestellten Analyserahmen ist hingegen in Anschlag zu bringen, dass Abstraktionsprozesse über sukzessive begriffliche Präzisierungen letztlich nur dann ein komplexeres Niveau erreichen, wenn diese sich auch eines stringenten theoretischen Vokabulars bedienen. Wo die wissenschaftliche Theoriebildung ihren Ausgangspunkt bei der Alltagsebene nimmt – Empirie, Ethnographie –, mag dies insbesondere gelten. Kleinig stellt hier auf der Theorieebene die gesellschaftlichen Bedingungen

12 Die Verwendung und Konzeptionalisierung des Kulturbegriffs wären einer eigenen Abhandlung wert. An dieser Stelle lediglich zwei Schlaglichter: Mitte der 1990er Jahre befasste sich Wolfgang Kaschuba (1995) in seiner Berliner Antrittsvorlesung kritisch mit dem seinerzeit aktuellen (und gefühlt bis heute andauernden) Verschwinden des Sozialen im gesellschaftlichen Diskurs, an dessen Stelle ‚Kultur‘ diskursstrategisch gesetzt wird. Und er schließt daran „Überlegungen zu den Chancen und den Gefahren [s]eines Faches in der gegenwärtigen Situation“ an (ebd., 28). Im Jahr 2007 plädierte Chris Hann im ersten Heft der Zeitschrift für Kulturwissenschaft polemisch für die Abschaffung des Kulturbegriffs in den Kulturwissenschaften, da er ihn wegen seines wiederholten Missbrauchs für unbrauchbar hielt (2007a). Dazu bot die Zeitschrift vier Kolleg*innen aus verschiedenen Kulturwissenschaften die Möglichkeit zu Repliken an. Diese erläuterten auf verschiedene Weise die Unersetzbarkeit des Kulturbegriffs für ihre Forschungsbereiche (Lindner et al. 2007), worauf Chris Hann in seiner Gegenantwort letztlich bei seinem Statement blieb (2007b). Im Nachklang dazu setzte sich Stefan Beck mit Hanns Verdikt umsichtig, differenziert und für die ethnographische Forschung am Beispiel des medizinanthropologischen Bereichs positiv einlenkend auseinander, da in interdisziplinären Kooperationen angesichts komplexer empirischer Felder nur „Kulturen‘ und vergesellschaftete Naturen – und ihr Zusammenhang – zu beforschen“ seien (Beck 2009, 64).

geschuldete Subjekt-Objekt-Differenz in den Mittelpunkt, die es durch zielgerichtetes, regelgeleitetes und reflektiertes Handeln zu überwinden gelte. Aufgabe einer wissenschaftlichen Heuristik sei so aber eher „das Erkennen der Struktur des Gegenstandes und seiner Dynamik, nicht in erster Linie das ‚Verstehen‘“ (Kleinig 1994, 70). Mit der Auffassung, dass eine qualitative Heuristik darauf zuzulaufen habe, „unentdeckte soziale Realität, nicht ein bereits – aber möglicherweise falsch – interpretiertes Gebilde“ (ebd., 18) herauszuarbeiten, ist aus europäisch-ethnologischer Sicht leicht *d'accord* zu gehen. Dasselbe fällt wesentlich schwerer in Hinblick auf die angedeutete Position, die dem Erkennen vor dem *Verstehen* den Vorzug gibt – dies maßgeblich angesichts des für die Nachfolgefächer der Volkskunde wesentlichen, aber eben auf das Verstehen subjektiver Sichtweisen angewiesenen, subjektzentrierten Ansatzes. Darüber hinaus ist die angedeutete Abgrenzung zur Hermeneutik ‚für uns‘ auch deswegen schwierig, da eine theoretische Zusammenführung zwischen empirischen und hermeneutischen Traditionslinien nie explizit erfolgte und das ‚Dazwischen‘ stets mit Fragen in Bezug auf die (Un-)Verträglichkeit empirisch-erfahrungswissenschaftlicher und deutend-verstehender Zugänge verbunden ist (vgl. Keller-Drescher 2001, 74).

So beschäftigte uns auch, inwieweit sich die empirische Forschung, egal welcher disziplinären Felder, im Zuge ihrer Suchbewegungen aus Theorien bedient, ohne dass dies – aus welchen Gründen auch immer – ausgewiesen, näher beleuchtet und in Hinblick auf methodologische Konsequenzen befragt wird. Bedenken anzumelden wären dann nicht nur in Hinblick auf eine möglicherweise begrenzte, auch begrifflich eingeschränkte Nachvollziehbarkeit, sondern auch in Bezug auf mangelnde Reflexion hinsichtlich theoretischer (In-)Kompatibilitäten, welche aber freilich auch als Grundbedingung der „friedliche[n] Koexistenz der Konzepte“ (Lipp 2000, 32) anzusehen ist. Auf in methodologischer und theoretischer Vagheit vermittelte Daten und Forschungsergebnisse lässt sich zudem schwerlich weiter aufbauen, da Erkenntniswege und die Blickrichtungen, entlang derer sie generiert wurden, zu weiten Teilen im Dunkeln bleiben. Hier kommen Theoriearbeit und Heuristik in einem recht eindeutigen Verhältnis zusammen, denn „[d]as heuristische Verfahren zeigt, auf welchem Wege Erkenntnisse entdeckt und weitergeführt sind, es schildert so den Werdegang der Wissenschaft“ (Apel/Ludz 1976, 124 f.).

Die von Acham benannte Dialektik von Konstruktion und Rekonstruktion wiederum regt zum Nachdenken darüber an, wie das Bestimmen und Festlegen von Forschungsperspektiven und theoretischen Instrumentarien die untersuchten Gegenstände gleichsam formatiert und umgekehrt. Diese Einsicht gilt gewiss als kultur- und geisteswissenschaftliche Selbstverständlichkeit. Sie scheint uns aber speziell in Bezug auf die Entwicklung heuristischer Ansätze erwähnenswert, da sie das vieldiskutierte Theorie-Empirie-Verhält-

nis in seiner dichotomen Lesart überschreitet. Empirische Untersuchungen in der Europäischen Ethnologie nehmen in der Regel ihren Ausgangspunkt von der Mikroebene und erarbeiten daher ausgehend vom ‚Besonderen‘ das ‚Allgemeine‘. Der empirisch erforschte Bereich trägt mithin bereits Vorüberlegungen und -entscheidungen im Sinne *epistemologischer Allgemeinheiten* in sich und weist somit immer schon über das Empirische hinaus. Gleichsam enthält jeder Ansatz einer Theoretisierung stets eine vom ‚Besonderen‘ ausgehende „epistemologische Suchanweisung“. Dieser rekonstruktive Prozess ermöglicht in seiner dialektischen Verschränkung mit dem konstruierenden Gegenpart dann verstärkt das heuristische Auffinden von dem, was bisher noch unentdeckt geblieben ist (vgl. Kleinig 1994, 18). Betrachtet man auf diese Weise die im Band versammelten Aufsätze und Kommentare, so wird ersichtlich, dass sie ihre heuristischen Potenziale auch in diesem Zusammenhang entfalten.

Die oben platzierte Frage, ob sich Theorieangebote als heuristische Angebote verstehen lassen, möchten wir also mit ‚ja‘ beantworten, wobei uns aber deutlich bewusst ist, dass es das Verhältnis, in dem Heuristik und Theorie zueinander stehen (können), noch viel näher – und wohlweislich mittels analytischer Suchbewegungen, die zwischen Theorie und Empirie zu pendeln wissen – zu bestimmen gilt. Doch dass sich über den, je nach Betrachtungsweise, Weg oder Umweg der Heuristik(en) Möglichkeiten der Theoriebildung – gemeint sind Schärfung *und* Produktion – eröffnen, lässt sich auch vom jetzigen Status quo aus geltend machen. Gut stünden die Chancen dafür unserer Meinung nach jedenfalls dort, wo Heuristiken nicht auf ‚die Empirie anregende‘ oder ‚erkenntnisstimulierende‘¹³ Funktionen reduziert werden – und auch auf der Ebene der Theorie konkret und nachvollziehbar gemacht wird, woraus genau sich unsere Heuristiken speisen.

Theoretische Angebote – aus dem Fach für das Fach

Die gerade noch im Konjunktiv umrissenen Ansprüche lösen im Folgenden die Autor*innen und Kommentator*innen des vorliegenden Bandes real ein. Sein Zustandekommen ging zunächst von den Anliegen aus, Relevanz und Notwendigkeit von Theoriearbeit deutlich zu machen und Einsichten in wesentliche Theoriediskussionen aus Sicht theorieaffiner Fachvertreter*innen zu ermöglichen. Es ging uns darum, theoretische Denkkategorien und -bewegungen des eigenen Faches transparent zu machen und kritisch-reflexiv zu befördern. Grundgedanke war, theoretische Angebote ‚aus dem Fach für

13 Formulierungen in Anlehnung an Reckwitz 2015, 28 und Strübing 2018, 694.

das Fach' zu versammeln – und den Schwerpunkt dabei auf das ‚Wie‘ der Theoriearbeit, wie oben bereits angedeutet, auch auf das tätige ‚Zueigenmachen‘ zu richten. Entsprechend formulierten wir Herausgeber*innen in unserem Einladungsschreiben an die Beitragenden im September 2018: „Wir verfolgen dazu das Ziel eines begriffsanalytischen Werkzeugkastens, der auf der Basis von Theoriearbeit im eigentlichen Sinne fußt. In Anlehnung an diese Idee stellen wir uns vor, dass die Autor*innen auf Begriffe, die ihren Forschungsinteressen entsprechen, Bezug nehmen und diese auch selbständig theoretisch prägen [...]. Fokussiert werden soll weniger das Arbeiten und Argumentieren mit Theorien als vielmehr das Entwickeln eigener Ansätze.“¹⁴

Wir freuen uns sehr, dass schließlich neun Autor*innen sowie drei Kommentator*innen-Duos dieser Einladung gefolgt sind. Bei den unterschiedlichen Interessen und Forschungsschwerpunkten der Beitragenden anschließend, konnte so ein Buch entstehen, das theoretische Angebote tatsächlich in einem weit über unsere Erwartungen hinausgehenden Maß an Qualität, in höchst präziser Weise und mit Entschiedenheit darlegt und solche – im oben umrissenen und besten Wortsinn¹⁵ – eben auch als heuristische Offerten erkennbar werden lässt. Die Beiträge decken verschiedene Facetten kulturwissenschaftlicher Erkenntnisinteressen ab und können als theoretische Werkzeuge sowohl zur Analyse von empirisch nachvollziehbaren Praktiken und Prozessen dienen, als auch dazu beitragen, die Positionierung zu je eigenen Forschungsfeldern zu hinterfragen. Dieser Logik folgt die konzeptionelle Ausrichtung mit der Gliederung in drei Teile und anschließender Kommentierung. Die drei Bereiche – benannt mit ‚Reflexionsebenen‘, ‚Alltagsdimensionen‘¹⁶ und ‚Heterogene Relationen‘ – versammeln jeweils drei Aufsätze sowie eine diese Beiträge zusammenschauend reflektierende Anschlusskommunikation in Form eines Kommentars. Die drei genannten Bereiche geben in ihrer Verbindung ebenfalls einen, wenn auch nur losen, heuristischen Rahmen vor. Die konkrete Leistung und ‚(Er-)Findungskunst‘ liegt jedoch bei den Beiträger*innen, die das theoretisch-heuristische Potenzial ihrer Bearbeitungen und Kommentare auf verschiedenen Ebenen entfalten und so auch die unterschiedlichen Dimensionen europäisch-ethnologischer Theoriearbeit greifbar machen.

Dem ersten Teil ‚Reflexionsebenen‘ zugewiesen sind die von Ingo Schneider, Jens Wietschorke und Ira Spieker diskutierten Denkkategorien der *Ver-*

14 Korrespondenz vom 24.9.2018.

15 Dass ‚heuristisch‘ in mancherlei Zusammenhang als abwertendes Attribut begriffen werden könnte, dachten wir zunächst nicht mit, stießen dann aber auf Formulierungen wie z. B. „bestenfalls in den Bereich der ‚Heuristik‘ gehörig anzusehen“ (siehe Strube 2008, 98; wo der Autor eine heuristische Einordnung des Verstehensbegriffs für „unangebracht“ hält).

16 Für den Vorschlag zur Benennung danken wir Monique Scheer und Brigitta Schmidt-Lauber.

antwortung, des *Aushandelns* und der *Übersetzung*. Wie Ingo Schneider in seinem Beitrag zum Begriff der Verantwortung festhält, ist Wissenschaft immer untrennbar mit dieser verbunden. Schneider erinnert daran, dass die Neukonzeption des Faches in der Folge der Falkensteiner Resolution eine Abkehr von der systemaffirmativen Haltung der ‚alten‘ Volkskunde war und zur kritischen Distanz gegenüber den Forschungsgegenständen und -perspektiven anleitete. Schneiders Text steht daher nicht ohne Hintergedanken am Anfang, denn er verdeutlicht eine Implikation wissenschaftlicher Arbeit, die jeder Form von theoriegeleitetem Denken und in der Konsequenz auch jeder Forschung zwangsläufig immanent ist. Jens Wietschorke diskutiert in seinem Beitrag den heuristischen Wert des Aushandlungsparadigmas und Kontextualismus und regt dazu an, kulturelle Artikulationen mit ihren hegemonialen Rahmungen in synchroner und diachroner Perspektive methodologisch zu konzipieren. Spieker beschließt den Teil ‚Reflexionsebenen‘ mit ihrem Konzept von Übersetzung, welches den Bogen über die *Writing Culture*-Debatte und Effekte von Wissenschaftssprachen bis hin zu Übertragungsprozessen ausgehend von Ethnographien thematisiert. Mittels empirischer Beispiele verweist sie auf die Wandelbarkeit von Sprachen anhand von Aneignungen in Grenzregionen oder migrantischen Lebensentwürfen. Darauf aufbauend gelangt sie zu ‚Übersetzung‘ als fluide Kategorie. Sabine Eggmann und Friedemann Schmoll bündeln in ihrem Kommentar die Texte dieses ersten Bereichs mit der Frage, was wir *tun*, wenn wir Kulturwissenschaft betreiben – und bringen damit gewissermaßen die in den Beiträgen von Schneider, Wietschorke und Spieker implizierten Reflexionsebenen auf einen Nenner.

In Bereich zwei, jenem der ‚Alltagsdimensionen‘, lenken Ove Sutter und Kaspar Maase den Blick auf die beiden praxis- bzw. erfahrungsbezogenen Kategorien des *Erzählens* und des *ästhetischen Erlebens*, welche in kultur- anthropologischen Untersuchungen in mannigfaltiger Weise zum Tragen kommen. Silvy Chakkalakals Beitrag zielt indessen auf eine Erweiterung der Elias’schen *Figurationstheorie*. Der Beitrag Sutters widmet sich der narrativen Dimension von Kultur unter Berücksichtigung verschiedener Wissensformationen, während Kaspar Maase einen pragmatischen Zugang zur Alltagsästhetik eröffnet. Sutters Perspektive auf Praktiken des Erzählens in Relation zu hegemonietheoretischen Überlegungen und Maases Konzept ästhetischen Erlebens, welches in fünf Dimensionen aufgefächert ist, bieten Vorlagen und Inspiration für die Entwicklung praxeologischer Vorgehensweisen. Silvy Chakkalakal hebt in ihrem Konzept der Figuration die darin vorhandenen *poietischen* Potenziale hervor und verweist zudem auf die Temporalität des Interdependenzgeflechtes. Daraus ergeben sich wichtige Implikationen für methodologische Ansätze, die Verbindungen zwischen Individuum, Gesellschaft und in diesem Zusammenhang ‚Kultur‘ unter-

suchen. Bereich zwei kommentieren Monique Scheer und Brigitta Schmid-Lauber. Mit ihrer Anschlusskommunikation zeigen sie Querverbindungen zwischen den in den Beiträgen von Sutter, Maase und Chakkalal verhandelten Begriffen auf. Auf diese Weise beziehen sie die in den einzelnen Texten aufgezeigten heuristischen Potenziale aufeinander, wodurch sich die Palette der Anknüpfungspunkte noch einmal erweitert.

In Abschnitt drei, dem Bereich ‚Heterogene Relationen‘, erörtern Gisela Welz, Moritz Ege und Sabine Eggmann mit je spezifischen begrifflichen Zugängen das Zusammenwirken verschiedener Entitäten, aus denen sich sozial-kulturelle Dynamiken entwickeln. Das Konzept der *Assemblage* diskutiert Gisela Welz mit Blick auf seine Genealogie. Einst als Gegenentwurf zu Homogenität betonenden Begriffen wie Kultur und Gesellschaft gedacht, verschiebt *Assemblage* den Fokus auf die beweglichen, heterogenen Elemente, aus denen komplexe Gebilde hervorgehen, die global verstrickt und in Zusammenhängen menschlicher wie nicht-menschlicher Handlungspotenziale zu denken sind. Mit ihrem Beitrag skizziert Welz eine Heuristik des Assemblagedenkens, welche es ermöglicht, die Spezifik und weitreichenden Verbindungen solcher Zusammenhänge in den Blick zu nehmen. Auch Moritz Ege greift das Konzipieren komplexer Zusammenhänge in seinem Beitrag auf. Er nähert sich diesem Thema mittels des Begriffspaares *Konjunktur/Konstellation*, dessen Geschichte er über Arbeiten Antonio Gramscis und die englischen Cultural Studies entfaltet. In seiner Auseinandersetzung mit Konjunkturen und Konstellationen erhält die konfliktorientierte Dimension gesellschaftlicher Relationierungen ein besonderes Gewicht. Im letzten Aufsatz des dritten Teils begibt sich Sabine Eggmann schließlich auf die *Spur des Subjekts*. Der Beitrag mit subjekttheoretischem Schwerpunkt diskutiert Implikationen und Effekte so orientierter Fragestellungen. Eggmann verdeutlicht, dass Subjekte weder a priori noch empiristisch, sondern nur im Rahmen von Subjektivierungsprozessen erfasst werden können – und solche als von zahlreichen Variablen beeinflusst zu denken sind. In ihrem Kommentar zu diesem dritten Teil knüpfen Johanna Rolshoven und Ingo Schneider an die in den drei Beiträgen dargelegten Positionen zu Assemblagen, Konstellationen und Subjektverständnissen an. In Form von vier abschließenden Überlegungen referieren sie prägnant weiterführende und durch die Zusammenschau aufdrängende Gedanken, wobei ein letzter die Frage der fachlichen Positionierung in der gegenwärtigen geopolitischen Situation fokussiert.